

# **Lillemor**

## **Kapitel I: Der Kater**

Eigentlich wollte ich doch bloss mit Lillemor schlafen. Mit ihr schlafen und dann neben ihr einschlafen. Gegen halb elf verliess ich also im schweizerischen Sargans den Zug, der aus Zürich kam. Ich schaute in die kalte, klare Februarnacht. Der Mond zeigte sich in seinem vollen silbernen Schein und begleitete meine Schritte, die mich an den Geschäften am Bahnhof vorbeiziehen liessen. Eine leichte Rundung setzte er in den sonst weiten, leicht getrübbten Nachthimmel, dessen Beengtheit keineswegs von sich, als viel eher von meiner Perspektive abhing. Meine schwarze Jacke knüpfte ich bis oben hin zu, sodass das weinrote Hemd nur noch leicht durchschimmerte. Meine Hand liess ich durchs lange dunkle Haar fahren, woraufhin ich meine dunkelgrüne Mütze aufsetzte und kurz in das flimmernde Licht einer Strassenlaterne schaute. Daneben sah ich einen Schüler, der auf sein Smartphone blickte und zu seiner Mutter ins Auto stieg, die Kopfhörer dabei allerdings nicht abzog. Gleich gegenüber stand eine junge Frau, jünger als ich, die ein Päckchen Zigaretten aufmachen wollte und dabei den Verlust eines künstlichen Fingernagels beklagte. Dann löste ich mich aus der Rolle des Betrachters und lief weiter, verliess den Bahnhof und blieb kurz stehen. Ich überlegte, ob ich den Bus nehmen sollte oder doch lieber zu Fuss ging. Lillemor wohnte noch bei ihren Eltern und deren Haus war gleich über der Grenze in Liechtenstein; nicht allzu weit weg vom Bahnhof hier. Etwa vierzig, fünfzig Minuten zu Fuss.

Wir waren erst seit kurzem zusammen, ich hatte mich noch nicht richtig an ihre blonden Strähnen und an das weite

Lächeln gewöhnt und doch waren wir schon lange genug zusammen, als dass es allmählich Zeit wurde. Zeit, um miteinander zu schlafen. Sie sei keine Jungfrau mehr, sagte sie mir vor drei Wochen und sie gehe davon aus, dass ich das auch nicht sei. Darum sei es ja kein grosses Ding, dieses »miteinander schlafen«.

»Du hast's doch schon mal gemacht, oder?«, fragte sie damals auf ihrem Bett sitzend. Mit einem kurzen »Ja« log ich. Ich weiss nicht, warum ich ihr die Wahrheit nicht sagte, vielleicht weil ich erfahren wirken wollte. Sie war zwar nur ein Jahr älter, aber sie schien so erwachsen. Sie hatte ja schon was mit einigen Typen gehabt. Etwa mit Anders. Er war Halb-Schwede. Und hochnäsigt. Anders eben. Einmal hatte ich ihn getroffen und da korrigierte er mich darüber, wie man »Göteborg« ausspreche. Hübscher als ich war er auch noch. Was für'n Arschloch. Ich wusste also, dass sie schon mit ein paar anderen Typen gefickt hatte. Sie wusste aber nichts von mir. Das war meine Strategie, die Faszination des Unklaren auszuspielen, wie ein Illusionist, der zwar einen Trick zeigt, aber die Auflösung auslöst. Ich gab generell wenig von mir preis. Ich schottete mich lieber etwas ab, verlor mich in meinen eigenen Gedanken, in meiner Zielstrebigkeit und Selbstsicherheit, in meinen Selbstzweifeln und Dämonen. Wie ich diese Gedanken hinter mir liess, entschloss ich mich dazu vom Bahnhof aus zu laufen und nicht den Bus zu nehmen. Die frische Luft würde mir einen klaren Kopf verschaffen und mich einige Stunden später, wenn wir endlich aufeinander liegen würden, vitaler wirken lassen.

»Meine Eltern sind am Freitag weg ... wir könnten es dann machen, wenn du willst«, hatte sie letztes Wochenende gesagt.

»Ja, ist gut, dann ... dann nehm ich den halb zehn Zug von Zürich und komm dann zu dir.«

»Gut«, hatte sie geantwortet und gelächelt. »Lass mich einfach nicht zu lange warten.« Dabei hatte sie sich auf die Unterlippe gebissen, mich am Hemdkragen zu sich gezogen und in meine Jeans gegriffen.

Ich dachte kurz an jenen Abend zurück und setzte den einen schwarzen Schuh mit weisser Sohle vor den anderen, um kurz darauf den Bus vom Bahnhof wegfahren zu sehen. Ein breites Bankgebäude kroch neben mir aus dem dunklen Asphalt empor, es richtete sich auf, als hätte es eine Berechtigung dazu. Daneben waren mehrere Reklamen geheftet. Eine Werbung für ein Parfum. Eine Werbung für einen Handyvertrag. Eine Werbung für einen Vortrag zur Finanzierung der Pensionskasse. An so ein Thema würde ich denken können, wenn ich es dann mit Lille tat, denn dann würde ich nicht zu schnell kommen. Und ich wollte ja, dass auch sie ihren Spass dabei hat. Hier draussen sah's kalt und leer aus und ausser mir lief hier niemand diese Strasse entlang, die schon bald zu einer Abzweigung führte und dann in eine Steigung überging. Nach fünf Minuten blieb ich stehen. Es gab einerseits den Weg über den Wald, oder aber eben weiterhin die Möglichkeit die Strasse entlang zu gehen, was etwa zehn Minuten länger dauern würde. Das Aufblitzen der Nachricht »wo bist du, ich warte« auf meinem Smartphone veranlasste mich dazu, den Waldweg zu nehmen. Ich musste an das junge Paar denken, das mir im Zug gegenübergesessen war. Sie hatten Händchen gehalten. Und über irgendeine Giulia geredet, eine Freundin von dem männlichen Part der Beziehung. Die Frau, die bei ihm sass, wirkte aber nicht so, als würde sie ihm nicht trauen. Nein ... die beiden vertrauten sich. Anders als Lillemor und ich. Anstatt uns gegenseitig zu stützen, benutzten wir den Fall des anderen eher, um selbst aufzusteigen. Wir hatten eben eine eigene Art von Beziehung. Wenn »Beziehung« überhaupt das richtige Wort dafür war, denn eigentlich waren wir nicht mal richtig zusammen. Ich war nur ihr neuestes Spielzeug, das sie schon bald wieder wegwerfen würde. Und mich störte es irgendwie auch nicht wirklich. Zumindest redete ich mir das konstant ein. So wie ich mir einredete, ich sei sowieso gern für mich. Ich hasste die Menschen nicht, ich war auch kein Einzelgänger. Ich fand es nur okay, auch mal allein zu sein. Auch, wenn ich in dieser alten Studenten-Wohnung stundenlang in

einem kleinen Zimmer eingesperrt auf meinem Bett lag und dabei zuhörte, wie die Nachbarn stritten. Meine Mitbewohner behaupteten immer sie würden nichts hören, dabei war es ganz offensichtlich, dass das Arschloch über uns die Scheisse aus seiner Frau schlug. Sie taten trotzdem nichts dagegen. Ich auch nicht.

Ich war sowieso selten in der Stadt. Ich hasste Städte; hasste die Anonymität, die stickige Luft und die Hektik. Ich brauchte grüne Wiesen, weite Felder, dichte Wälder und frische Luft, um mich gut zu fühlen. Wann immer möglich, war ich daher hier, wo ich aufgewachsen war. Hier im Rheintal, in Liechtenstein, in einer ländlichen Gemeinde. Hier, wo auch Lillemor lebte und ein Praktikum bei einer Bank absolvierte.

Wir hatten uns in einer Bar kennengelernt. Sie sah cool aus mit der Lederjacke und dem lockeren blonden Haar, das darauf fiel. Ihr Name gefiel mir sofort. In einer Welt voller Amys, Scarletts und Chloes war sie eine Lillemor. Ein Arschtritt in die Ritze der Globalisierung und Anglizismen. Eine gesetzlose Künstlerin, wenn auch ohne Kunst. Sie war angetrunken. Ich auch. Ich war trotzdem noch gefahren, hatte sie nach Hause gebracht, woraufhin sie mir ihre Nummer gegeben hatte.

Wir haben uns dann ein paar Mal getroffen und sie sagte, sie fände es schön, wie viele Komplimente ich ihr immer machen würde. Ihre Exfreunde hätten das nicht getan. Natürlich hatte ich ihr verschwiegen, dass ich in jener Nacht, in der ich sie nach Hause fuhr, auf dem Heimweg eine Katze überfuhr. Die Musik in meinem Auto war so laut. Ich hab sie nicht mal schreien gehört. Es wackelte nur. Und da lag das Tier dann. Die schwarze Katze. Kreischend, sterbend. Tot. Ich geriet in Panik. Es war schon nach Mitternacht und ich mochte Lillemor wirklich. Ich wollte nicht, dass das zwischen mir und Lillemor nie starten konnte, nur weil ich eine beschissene Katze überfahren hatte. Zum Glück blutete das Tier kaum. Also warf ich es in eine Kiste und dann in meinen Kofferraum. Ich fuhr nach Hause und holte eine Schaufel. Blechschaden gab es keinen, nur etwas Blut klebte an der Haube. Etwas Blut, das ich mit

Wasser wegwischte. Dann fuhr ich wieder los. Ich begrub die Katze in einem abgelegenen Waldstück und schlug zuvor noch mit der Schaufel mehrmals auf ihren Schädel, um sicherzugehen, dass sie tot war. Und innerhalb dieser kurzen Zeitspanne war etwas Menschliches in mir zerbrochen. All dies war gar nicht weit weg von dem Wald, in dem ich mich nun, einige Wochen später, befand, geschehen. Auf dem Weg zu Lillemor. Auf dem Weg zum Verlust meiner Jungfräulichkeit.

Eine Krähe krächzte über mir, als ich den Waldweg entlang lief und versuchte die Lichter der Siedlungen auszumachen. Die Lichter, die sich immer weiter von mir entfernten und die ich schon bald darauf nicht mehr sah. Erneut vibrierte mein Smartphone und leuchtete auf. »Jetzt komm endlich, sonst fang ich ohne dich an«, schrieb sie diesmal. Dazu ein Foto von sich, wie sie sich auf ihre Unterlippe biss. Das Traurige daran war, dass ich ihr glaubte. Sie erzählte mir oft, dass sie sich selbst befriedigte. Sie wusste, wie sie meine Hormone wecken konnte und so lief ich schnell weiter, bis ich stoppen musste, um meine Schuhe zu binden. Der schwarze Schnürsenkel hatte sich gelöst. Ungefähr in dem Moment hab ich sie das erste Mal bemerkt, das erste Mal gesehen. Ich erinnere mich daran, wie ich aufblickte und plötzlich diese Gestalt, ungefähr zwanzig Schritte vor mir, erkannte. Schwer zu sagen wie gross sie war, aber sie wirkte nicht sehr erwachsen, das zumindest liessen die schmalen Schultern vermuten, die sich vor dem dunklen Nachthimmel und der dunklen Bewaldung hervortaten. Mein Herz schlug etwas schneller und meine dunklen Augen wurden klarer. Ich blieb stehen. Die Gestalt offensichtlich auch. Dann sprach sie: »Bist du nicht dieser Typ, der schreibt?« Hoch und merkwürdig klang die Stimme. Die Frage schien mir ebenfalls seltsam, denn obwohl ich neben dem Studium einige Bücher veröffentlicht hatte, bezweifelte ich, dass jemand diese Bücher tatsächlich gelesen hatte. Und mich gar noch erkannte.

»Ehm ... kennen wir uns?«, fragte ich vorsichtig. Warum duzte mich diese Person?

»Ja«, sagte die Gestalt. Sie hatte sich noch immer nicht vom Fleck bewegt und auch meine Füße ruhten noch wie Steine auf dem nassen, kalten Waldboden.

»Und ... und woher?«, fragte ich weiter.

»Naja ... du bist doch dieser Freund vom Nachbarsmädchen.«

»Wir ... wir sind nicht zusammen, aber ...«

»Doch, du bist doch dieser Autor. Ich hab deine Bücher gelesen.«

»Na, das tut mir leid für dich«, scherzte ich.

Dann folgte ein Moment der Stille. Ich fing also wieder an: »Es verwundert mich, dass du sie gelesen hast ... das tun die wenigsten, weil ich nicht gerade ein bekannter ...«

»Ich habe ja nicht gesagt, dass sie gut seien, deine Bücher. Sie handeln zu sehr von Sex und Tod. Nicht gerade sehr innovativ.« – ein Kommentar, den ich stehen liess und dem ich irgendwie auch zustimmte.

Es war wohl der Stimme nach eine Frau. Sie bewegte sich allerdings immer noch nicht, woraufhin ich fragte, wie sie denn heisse. Langsam setzte ich einen Schritt nach vorne, dann einen zweiten. Mein Herz pochte leicht, so wie es womöglich pochen würde, wenn ich Lillemors Atem auf meiner Brust spürte, wie wenn Lillemor kurz die Luft aus ihren Lungen entliess, ihre Krallen in meinen Rücken rammte, so wie sie es schon bei den anderen Typen getan hatte. Die Frau antwortete nicht, doch allmählich konnte ich ihr Gesicht erkennen, ein schmales Gesicht, das durch den blonden Pferdeschwanz, der auf die linke Seite hing, eine Kontur bekam. Die rechte Seite war kahlrasiert. Sie trug ein auffällig gelbes Shirt und pinke Shorts, die eher aus der Männer- als aus der Frauenabteilung stammten. Irgendwie sah sie aus wie eine 25-Jährige in den Klamotten einer 15-Jährigen.

»Du hast meinen Kater getötet.«

Mein Herz setzte einen Schlag aus und ich sah die blutüberströmte Tatze des Tieres vor mir. Wie locker dessen Genick hing.

»Ich glaube du verwechselst mich.«

»Oh nein. Ich habe deine letzte Kurzgeschichte gelesen. Du warst sogar dumm genug, darüber zu schreiben. War es ein Inspirationsschub für dich, als du meinen Luzius überfahren hast, hm?«

»Luzius?«

Sie hatte zwar durchaus Gesichtszüge von Lillemor, allerdings wirkte sie schmaler und dünner. Leicht abgemagert.

»So hiess mein Kater, ja.«

Ich wartete einen Augenblick, erwiderte dann: »Ein etwas merkwürdiger Name für einen Kater, nicht?«

Sie entgegnete: »Eigentlich sollte er Toledo heissen, aber ... das spielt jetzt keine Rolle. Ich habe gesehen, wie du ihn überfahren und dann in dein Auto geworfen hast.«

Mein Smartphone vibrierte erneut, ich liess es allerdings in der Tasche und fragte nochmals nach ihrem Namen. Als »Lila« stellte sie sich vor, was mich verwirrte, da ich wusste, dass im Haus neben Lillemor ein altes Rentnerpaar wohnte und keine junge Frau namens Lila. So einen Namen hätte ich mir doch gemerkt.

»Nun ja, Lila, ich kann dir ...«

Sie unterbrach mich: »Hast du Kaugummi?«

Ich trat näher und näher an sie heran und konnte so auf ihre weissen Sneakers blicken.

»Nein, Kaugummi hab ich keinen bei mir.«

Sie zuckte mit den Schultern und zog aus ihrer Hosentasche nun selber einen Kaugummi, den sie sich in den Mund steckte und schon bald darauf aufblies: »Du solltest deiner Freundin das mit dem Kater beichten. Ich mein, wenn man mit jemandem zusammen ist ... ist man ehrlich zueinander. Ausser es ist dir nicht wichtig, was sie von dir hält.«

Ich unterbrach sie: »Zunächst einmal ... sind wir nicht wirklich zusammen, aber das geht dich eigentlich nichts an. Und zweitens ist es mir sehr wichtig, was sie von mir hält. Zumindest wichtiger als ... keine Ahnung ... die Finanzierung der Pensionskasse.«

Mein willkürlicher Vergleich schien sie nicht zu verwirren. Interessant. Denn normalerweise funktionierte das immer, wenn ich jemanden von einem Thema ablenken wollte. Sie aber blieb dabei: »Du hast mir meinen Kater genommen. Du wirst mir nicht auch noch sie nehmen.«

Wie sie das gesagt hatte, lief sie davon, lief einfach an mir vorbei und ging den Weg entlang, den ich gekommen war. Verwirrt schaute ich ihr nach und machte mich dann weiter auf meinen Weg. Was für ein seltsames Mädchen. Nach einigen Metern drehte ich mich erneut um, allerdings konnte ich sie nicht mehr sehen. Mit einem leichten Unbehagen im Magen lief ich weiter. Bald schon verliess ich den Wald und kam auf eine von Strassenlaternen beleuchtete Strasse. Ihre Worte waren mir im Kopf geblieben, denn ich hatte tatsächlich vor einigen Tagen eine Kurzgeschichte in einem Online-Literaturmagazin veröffentlicht, die von der Ermordung einer Katze berichtete. Natürlich wusste ich, dass das riskant war, allerdings fiel mir sonst nichts ein und ich musste was einreichen. Das Ereignis mit der Katze beschäftigte mich ja auch schon länger. Und am besten verarbeiten konnte ich die Dinge eben immer noch, wenn ich darüber schrieb. Zudem: Wer würde schon denken, dass jemand so ein Literaturmagazin las? Das lasen die wenigsten. Ich trottete weiter und bemerkte, dass der Mond ebenfalls weitergetrottet war. Unnachgiebig heulte der Wind und in der letzten Nachricht hatte Lillemor angedeutet, dass sie nun tatsächlich ohne mich begonnen hatte. Dabei schickte sie mir davon ein Foto, in dem die Hälfte ihres Gesichtes zu sehen war und gleich dahinter die Tür ihres Zimmers, welche offen stand und den Blick in den Flur erlaubte. Der Flur, der sich von da an in drei Teile spaltete, wovon bloss eine Richtung auf dem Foto zu erkennen war. Jene, die geradeaus lag. Ich kannte die Stelle, weil gleich an der Wand daneben ein Bild hing, das mir schon ein paar Mal, wenn ich bei Lillemor zu Besuch war, aufgefallen war. Es war ein Foto, das einen schwarzen, grossen Hund zeigte, der mir vor allem aufgrund seiner enormen Körperwucht merk-

würdig erschien. Als ich sie einmal darauf ansprach, meinte sie, es handle sich dabei um den verstorbenen Familienhund Lyk. Mit »y«, wie mir Lille gesagt hatte. Das habe was Französisches (sie mochte Frankreich – besonders Paris), sei aber nicht so Mainstream wie »Luc« mit »u« und »c«. Ich fand es einfach nur bescheuert. Welche Rasse es genau war, konnte sie mir nicht sagen, genauso wenig wie ich sagen konnte, wer in den Häusern wohnte, die sich nun zu meiner Rechten aufboten. Dunkel schienen sie und so, als würden deren Bewohner bereits in einem tiefen Schlaf verankert sein. Ich lief schneller, vielleicht weil mich diese Verrückte mit ihrem Kater doch mehr eingeschüchtert hatte, als ich glaubte, vielleicht auch, weil mich mein Verlangen nach Lillemors Duft allmählich zu übermannen drohte. Als ich etwa eine halbe Stunde später endlich vor ihrem Haus ankam, war es dunkel. Ich klopfte mehrmals und klingelte, aber es machte niemand auf. Sie hatte mir auch schon länger nicht mehr geschrieben und wenn ich sie anrief, ging bloss die Mailbox ran. Dabei war sie eine Frau, die ihr Handy nie ausschaltete, selbst wenn die Strahlung gefährlicher gewesen wäre als pures Uran. Im Nachhinein betrachtet, hätte ich mindestens hier verstehen müssen, dass etwas nicht stimmt. Im Nachhinein betrachtet, hätte ich weglaufen sollen. Ja, das wäre das Klügste gewesen.

## Kapitel II: Der Hund

Um in Lillemors Haus zu kommen gab es zwei Möglichkeiten. Einerseits den Fronteingang, andererseits gab es noch einen Hintereingang, gleich nach dem Garten, der direkt zu einer Treppe führte, die in den oberen Stock verlief. Ein geheimer Eingang sozusagen. Ja, ich erinnere mich daran, wie Lillemor mich einmal bei der Hand packte und ihn mir zeigte, wie wir

danach in ihr Zimmer gingen und sie mir erklärte, warum sie es ungerecht finde, dass Frauen als »Schlampen« gelten würden, sobald sie mit mehreren Typen schliefen, aber Männer als »Casanovas«, sobald sie mit mehreren Frauen schliefen. Dann redete sie ein bisschen vom Nahost-Konflikt und von der Finanzierung der Pensionskasse. Zugegebenermassen hörte ich bei beidem nicht wirklich zu, weil mich ihre Lippen komplett in den Bann gezogen hatten. Von ihren Brüsten ganz zu schweigen.

»Lille?«, rief ich, als ich den geheimen Eingang betrat und die Treppe im Dunkeln hochlief, da ich den Lichtschalter nicht finden konnte. Es kam allerdings keine Antwort zurück. Mein Herz klopfte schneller, als ich die Mütze abzog und mir durchs Haar fuhr. Mit meinem Smartphone leuchtete ich vor mich hin und fand so schon bald den Weg in den oberen Flur. Ich konnte sie noch immer nicht finden und rief erneut ihren Namen, jenen Namen, den ich am liebsten in meinem Atem, in meiner Kehle gespürt hätte. Ich tastete mich an den Wänden entlang, fand den Lichtschalter und liess die Helligkeit einer Deckenlampe auf die weissen Bodenplatten strömen. Vor mir lag nun Lillemors Zimmer. Die Tür war zu. Gleich daneben lag das Zimmer ihres Bruders, unverwechselbar durch das »Freiheit für Tibet«-Poster gekennzeichnet, das an der hellen Holztür hing. Erneut rief ich ihren Namen, dieses Mal etwas leiser, weil mir die ganze Situation doch ziemlich unbehaglich vorkam. Dann klopfte ich und trat in ihr Zimmer ein. Es war leer. Das Fenster über dem Bett war aber halboffen. Ich schaltete das Licht an und schaute mich um. Es war alles noch da. Die Polaroid-Bilder von ihrer Frankreich-Reise, die Schundromane, die sie so gerne las und die ich als Literaturstudent nur mit einem gewissen Augenzwinkern wahrnehmen konnte. Sogar die Kondome waren noch da. Ungeöffnet. Ich nahm die Packung, die sie gekauft hatte, in die Hand und las die »extra large«-Überschrift, woraufhin ich kurz schmunzeln musste. »Na, wenigstens setzt sie mich nicht unter Druck«, sagte ich ironisch vor mich hin. Dann ging ich zum Fenster und blickte

kurz in die Nacht. Der dunkelblaue Ford, den sie sich, wie sie mir sagte, vor kurzem gekauft hatte, stand vor dem Haus. Ich konnte ihn von hier aus teilweise sehen. Dann schloss ich das Fenster, schaltete das Licht ab und verliess ihr Zimmer. Ich rief sie nochmals an, aber es ging niemand ran. Ich zögerte. Unbehagen kam in mir auf, erneuter Zweifel und ich war kurz davor an die Tür des Zimmers ihres Bruders zu klopfen. Ein Gedanke, der ungefragt in meinen Kopf sprang, hielt mich davon ab:

»Warte«, sagte ich mir. »Warum sollte mir diese Frau im Wald auflauern? Woher sollte sie wissen, welchen Zug ich nehme und dass ich die Abzweigung durch den Wald einschlage? Das konnte sie nicht wissen. Das konnte ich selbst ja nicht wissen. Ich entschied es spontan.«

Ich wartete.

»Woher ...«, sagte ich mir. »Woher ... wusste sie das?«

Noch bevor ich mir die Frage beantworten konnte, riss mich ein »Hallo?« in die Realität zurück. Es kam von unten. Vom unteren Stock. Ich lief langsam Richtung Treppe. Vorsichtig warf ich meinen Blick hinab und sah dort eine Gestalt, die erst durch das Licht, das von der Seite kam, die Form von Lillemors Bruder Jonathan annahm. Er ass einen Joghurt und schmatzte leicht. Er hatte dieselbe Nase wie Lillemor, dieselben schmalen, hellen Augen, war allerdings mit Abstand der Belebteste in ihrer Familie.

»Was machst'n du da?«, fragte er mich und ich lächelte kurz: »Naja, ich ... ich such deine Schwester. Weisst du wo sie ist?«

Doch er zuckte bloss mit den Schultern und meinte nur, er sei gerade erst nach Hause gekommen, sei noch mit nem Freund im Kino gewesen. Etwas rosa Joghurtmasse tropfte vom gehobenen Löffel auf sein weisses Shirt, woraufhin er ein kurzes »Fuck« folgen liess, den Joghurt wegschleckte und meinte, das Shirt habe er sich gerade erst frisch angezogen.

»Eh, ja ... weisst du, ich hab eigentlich mit deiner Schwester abgemacht, dass ich sie hier treffe und vor ner halbe Stunde war sie noch hier, also ...«